



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Adolf: Ein heiterer Anfang zur französischen Revanche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

thum Gesundheit und Lebenskraft, Stärke nach Außen und sittliche Dauerhaftigkeit nach Innen auf eine unberechenbare Zukunft zu verleihen geeignet sein soll. Wir können diesen Bau nicht aufführen mit dem mangelhaften Wissen fremder Völker vom Staat, wenn dieselben auch in staatlichen Leistungen weiter gekommen waren, als wir bis dahin. Wir können für diesen Bau noch weniger ausreichen mit den ungenauen Entlehnungen fremden Wissens vom Staat, die bisher unsere politischen Wege beherrschten. Wenn nun wir, in Bezug auf die Deffentlichkeit des Staatslebens bisher theoretisch wie praktisch des Auslandes Schüler, seit einigen Jahren an den Neubau des deutschen Staates treten mit dem gerechten Bewußtsein der Ueberlegenheit im Staatsverständnis über alle anderen Nationen, so verdanken wir dies eben so sehr der Arbeit eines Mannes, wie wir unsere thatsächliche Einheit und unsere augenblicklich überlegene Macht der Arbeit eines Mannes verdanken. Wenn wir das deutsche Staatswesen, das jetzt von dem überlegenen praktischen Geist des Einen dieser Männer belebt und zusammengehalten wird, in seinen Institutionen nach dem Staatsverständnis des Andern ausbauen und dieses Verständnis zum praktischen Eigenthum unserer nationalen Bildung machen, dann werden wir das Volk sein, in welchem die Gründung des ersten Staatsmannes unserer Zeit sich selbstthätig forterhält.

Ein heiterer Anfang zur französischen Revanche.

Die Franzosen haben zwar schon ganz Erkleckliches geleistet in ohnmächtiger Beschimpfung ihrer Besieger, aber dieser Born scheint unerschöpflich zu sein: das Lieblingsthema von der deutschen Barbarei und Raubgier wird in immer neuen Wendungen, mit mehr oder weniger Grazie in infinitum weiter behandelt. Einen höchst ergößlichen Erguß dieser Art liefert das zweite Februarheft der Revue des deux mondes, und da wir unsrerseits der Lectüre desselben eine heitere Stunde verdanken, so glauben wir uns um diejenigen Leser der grünen Blätter, denen etwa jenes Erzeugniß des französischen Esprit entgangen ist, ein Verdienst zu erwerben, wenn wir ihnen von seiner eigentlichen Quintessenz einiges zu kosten geben.

Es ist eine Art Novelle, welche in Briefform die Erlebnisse eines deutschen Kriegers vor und in Paris schildert. „Die Briefe Hermann's und Dorothea's“ lautet der vielversprechende Titel. Hermann Schlick ist Philolog, „professeur en grec“, und steht zur Zeit der Belagerungsarmee vor Paris; Dorothea ist seine Braut in Berlin. Wir verzichten darauf, den

Faden der Erzählung, welcher durch den Briefwechsel fortläuft, zu verfolgen. Ist doch dieser äußere Rahmen offenbar Nebensache und kommt es dem Verfasser, einem gewissen Herrn P. Albane, vor Allem auf das Bild an, das er mit vollstem Behagen von dem „deutschen Charakter“ hier entworfen hat.

In diesem Bilde nun sind die charakteristischen Züge, welche uns die Franzosen neuerdings mit Vorliebe andichten, in besonders kräftigen Strichen aufgetragen. In erster Linie steht natürlich die deutsche Raubsucht, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten in ihrer ganzen Schamlosigkeit offenbaren muß.

So schreibt Hermann bereits in seinem zweiten, von Meudon den 18. September datirten Brief an Dorothea:

„Ich schicke Dir eine schöne Ausgabe des Jocelyn von Lamartine; ich habe sie für Dich in der Bibliothek eines Schlosses ausgesucht, in welchem wir die letzte Nacht zubrachten, ehe wir hier eintrafen. Ich habe mehrere Stellen angestrichen, bei deren Lesung Du daran denken wirst, daß Dein Freund sie mit seinen Thränen benetzt hat. Der Einband des Buches ist prächtig; diese Franzosen entwickeln in allen Dingen einen unsinnigen Luxus, der beweist, bis zu welchem Grade die moralische Idee bei ihnen abgeschwächt ist.“

Wie glücklich ist die Wendung des Verfassers, daß er den deutschen Professor seine Räubereien nicht mit der üblichen Pendule, sondern mit einem Buch beginnen läßt, und wie geistreich weiß er in den wenigen Zeilen die begangene Dieberei mit der für einen Deutschen nach französischen Begriffen unentbehrlichen Dosis von Sentimentalität und Tugenddünkel zu versehen!

Dorothea jedoch scheint den Idealismus des Herrn Professors nicht zu theilen. Was hilft ihr der Jocelyn von Lamartine? Sie erwartet reellere Gaben. In ihrer Antwort heißt es: „Lieber Hermann! Das kleine Lieschen (wahrscheinlich ihre Schwester) möchte gern ein Andenken aus Frankreich haben; bitte, vergiß es nicht. Ich verlange nichts für mich; Deine Liebe genügt mir. Freilich alle meine Freundinnen werden von ihren Gatten oder Verlobten mit Geschenken überhäuft . . . Die Tochter des Professors Schrimm hat von ihrem Bruder Rudolf eine vollständige Ausstattung, und Kleider, die einer Fürstin würdig wären, erhalten; allerdings ist alles ein wenig eng für ihre sehr breite Taille, aber sie brüstet sich darum nicht weniger damit. Jedes Mitglied dieser glücklichen Familie hat schon seinen gehörigen Antheil an der Beute: der Professor Schrimm ein Clavier, (!!) die Mutter Bettzeug, die jüngste Tochter Schmucksachen. In der That, Rudolf Schrimm ist ein Bursch voll Geist und Herz; er weiß, was für jeden paßt, und vergißt niemand. Jedermann würde stolz sein, einen solchen Sohn zu haben. Elisabeth Turner,

welche ihn bisher abgewiesen hatte, schickte ihm soeben durch den letzten Courier den Brautring mit einem zärtlichen Brief.“ —

Großer Stephan! Also nicht nur ganze Ausstattungen hat Deine Feldpost aus Frankreich nach Deutschland geschafft, Du hast es Dich sogar nicht der Mühe verdrießen lassen, dem Herrn Professor Schrimm ein echtes französisches Piano als Beutestück nach Berlin zu liefern!

In einem Briefe vom 2. October meldet Hermann, daß er mit dem Major Hummel und drei Kameraden bei einer alten Dame einquartiert sei, die nur zwei Enkel, einen Knaben und ein Mädchen, bei sich habe. „Das Mädchen, eine Blondine von 7—8 Jahren, ist wunderschön; sie blieb den ganzen Tag auf einem Stuhl sitzen und hielt in ihren Armen eine hübsche blonde Puppe, wie sich Lieschen eine wünscht. So oft einer von uns ihr nahe kam, schauderte sie; ich ergökte mich an ihrer Angst. — Wenn Du mir einen Kuß geben wolltest, sagte ich zu ihr, so würde ich Dir Deine Puppe nicht wegnehmen. — Sie sah mich ängstlich an. Es war merkwürdig, den Kampf zu beobachten, der sich in ihrer Seele zwischen der Liebe zu ihrer Puppe und dem Haß gegen den Preußen entspann. Ihre zitternden Händchen streichelten fieberhaft die blonde Perrücke ihrer Puppe, ihre Wangen wurden abwechselnd blaß und roth. Endlich jedoch faßte sie ihren Entschluß und hielt mir beherzt die Wange hin. In dem Augenblick, als ich mich bückte, um sie zu küssen, hatte sie, ich weiß nicht wie es zunging, ihre beiden Hände auf einmal in meinem Gesicht, und ich bekam ganz unverhofft eine tüchtige Ohrfeige; darauf lief sie schluchzend fort. Der Haß war stärker gewesen als die Liebe. Zwar nahm sie ihre Puppe mit, aber der Sergeant Jacob hat sie ihr aus der Hand gerissen, und den Kopf an der Wand zerschmettert, um den französischen Kindern Respect vor den deutschen Soldaten beizubringen. — Lieschen braucht sich darüber nicht zu grämen; in Paris giebt es andere Puppen.“

Wenn aber der Sergeant Jacob diesen Act der Strenge noch einigermaßen mit pädagogischen Gründen rechtfertigen könnte, so enthüllt doch der Herr Professor das wahre Motiv der deutschen Zerstörungswuth im Allgemeinen durch folgende Betrachtung: „Leider kennt man“, schreibt er noch in demselben Briefe, „an den Ufern der Spree weder diese Eleganz, noch diesen Reichthum, noch dieses bequeme und volle Leben, und doch müssen wir gerade darauf unsere Wünsche richten. . . . Wenn ich an unsere mühselige Armuth, an unsere so beschränkte und so unsichere Existenz, an unsere mageren Gastmähler denke, und wenn ich dann hier meine Blicke umherschweifen lasse und diese herrlichen Dörfer, diese fürstlichen Wohnungen sehe, dann fühle ich in mir einen Sturm des Zornes und der Entrüstung sich erheben, und ich denke, daß man den unverschämten Wohlstand dieser Leute nicht hart genug strafen

kann. Mögen sie noch so sehr ruiniert sein, wenn wir sie verlassen, sie werden doch immer noch reicher sein als wir.“ —

Die alte Dame, in deren Haus der Herr Professor solche neidische Betrachtungen anstellt, hält es indeß nur acht Tage mit ihrer deutschen Einquartierung aus; sie zieht es vor, derselben das Haus zu überlassen und mit ihren Enkeln abzureisen. Hermann sieht dem fortrollenden Wagen mit einem Gemisch von Wehmuth und Schamgefühl nach.

„Aber Freudengeschrei,“ schreibt er seiner Dorothea, „welches aus dem Haus erscholl, riß mich aus meiner Träumerei; ich fand meine Kameraden schon damit beschäftigt, die Möbel und das Linnenzeug unter sich zu theilen. Büffets und Schubkasten, alles war geöffnet; jeder griff zu mit gieriger Hast. Dies erinnerte mich daran, daß man uns nicht die Plünderung der bewohnten Häuser erlaubt (also doch?), und ich sah, was für ein geriebener Bursche der Major ist. Sein Antheil an der Beute war schon gesichert, und sorgsam in seinem Zimmer aufgespeichert, zum Beweis, daß er schon längst seine Wahl getroffen und in Gedanken sich alles angezeichnet hatte, was ihm passen konnte. Er ging jetzt, die Hände in den Taschen, herum, wiegte sich hin und her und pfiß sich eins wischen den Zähnen.“ — In ähnlicher Weise versichern auch die Uebrigen sich ihres Raubes, und der gute Professor kann natürlich, trotz einiger vorübergehender sentimentaler Anwandlungen, nicht hinter ihnen zurückbleiben. Man denke sich Dorotheens Entzücken, wenn er ihr mittheilt: „Ich kann Dir hier nicht alles nennen, was mir bei der Theilung zugefallen ist; doch glaube ich, daß es Dir Freude machen wird, ein Service von Sevres zu erhalten, welches ich Dir schicke. Ich glaube nicht, daß selbst Rudolf Schrimm seiner Familie etwas Aehnliches geschenkt hat. Nun wirst Du hoffentlich nicht mehr eifersüchtig sein, und Du wirst wissen, daß das Herz Deines Hermann ebensoviel werth ist als das eines Rudolf Schrimm.“ —

Dorothea hat ein dankbares Gemüth. „O mein Hermann,“ schreibt sie, „wie glücklich würden wir bei einander sein! Wie behaglich würden wir die reichen Geschenke genießen, die Du mir geschickt hast! Ich habe die beiden großen Kisten mit ihrem kostbaren Inhalt erhalten, ich habe diesen nach Deinem Wunsch unter die Familienglieder vertheilt. Alle sind voll Entzücken und schicken Dir die Fülle ihrer Segenswünsche.“ —

Nach dieser Sendung von zwei großen Kisten erhält Dorothea noch das übliche Weihnachtsgeschenk in Gestalt eines Smaragdringes „von hohem Werth, ebenfalls eine Frucht des Krieges.“

Unter solchen Umständen begreift es sich vollkommen, daß Dorothea voll patriotischen Feuers ist, und mit Entrüstung von einer Mainzer Freundin spricht, die sich französischer Sympathien schuldig macht. „Ich habe gestern, schreibt sie einmal, einen Brief von Virginie Flock erhalten; sie ist keineswegs,

wie Du Dir einbildest, von ihrer Schwärmererei für Frankreich geheilt. Man scheint überhaupt in Mainz wenig Patriotismus zu besitzen; kaum daß man dort einige Freude über unsre Siege an den Tag legt. Diese Mainzer verdienen nicht Deutsche zu heißen, und ich glaube, daß sie im Grunde des Herzens heimlich von der französischen Corruption angesteckt sind.“

Dieser feinen Insinuation, welcher die guten Mainzer ein stilles Lächeln nicht versagen werden, steht an Wahrheit die andere nicht nach, welche der Verfasser den deutschen Professor mit aussprechen läßt: „Alle Tage giebt es neue Gräber zu graben und arme Kameraden zu bestatten. Doch haben unsere Befehlshaber die Vorsicht beobachtet, die Bayern und die Sachsen auf die Vorposten zu stellen.“ — Im gleichen Sinne muß Dorothea aus Berlin berichten: „Ganz Deutschland schwimmt in Thränen. Die Eroberung, der Verlust und die Wiedernahme von Orleans hat uns Ströme von Blut gekostet; Bayern und Württemberg (!) sind dort decimirt worden. Gott sei Dank sind auch diesmal unsere Preußen fern von der Gefahr gehalten worden.“ —

Selbstverständlich darf in diesem trefflichen Gemälde des deutschen Charakters einer der Hauptzüge, die deutsche Spionage und Verrätherie, nicht fehlen.

So schreibt Hermann am 1. November von Meudon aus: „Geheimnißvolle Personen treiben sich in unseren Linien herum; der Major Hummel, der in diese Geheimnisse eingeweiht ist, empfängt sie, wechselt mit ihnen die Losung, führt sie her und wieder zurück. Wir, die wir diese Dinge beobachteten, fühlen unser Herz schneller schlagen bei dem Gedanken an die riesigen Fäden, welche unseren Feind noch sicherer einschnüren als die zahllosen Arme unseres Heeres, und deren Neze sich über ganz Paris ausspannen. Jede Nacht geben uns Signale aus den verschiedenen Stadttheilen von Paris Nachricht von dem was drinnen vorgeht, und wir lachen und singen und trinken uns lustig zu mit den guten französischen Weinen in dem Bewußtsein, wie viel stärker und klüger wir sind als die Pariser.“ —

Und wer sind die Urheber dieser verrätherischen Signale? In einem Zwiegespräch weiß Hermann dem Major Hummel das Geheimniß zu entlocken: Niemand anders als die Männer der späteren Commune, die, um die Regierung des 4. September zu stürzen, vor dem Bunde mit den Preußen nicht zurückscheuen. Außerdem muß als Spion ein deutscher Abenteurer, Fritz Meiningen, dienen, ein specieller Landsmann und sogar Schulkamerad Hermanns, mit dem dieser eines Tages in St. Cloud zusammentrifft. Dieser Fritz, den Hermann seit der Universitätszeit aus den Augen verloren, hatte sich seitdem in Paris niedergelassen und in verschiedenen Rollen als Journalist, Sprachlehrer, Mäkler, Photograph versucht, nebenbei aber das einträglichere Handwerk eines geheimen Berichterstatters betrieben, welchen die preußische Regierung gut bezahlte.

Seit Ausbruch des Krieges hat er sich als Bürger des freien Amerika naturalisiren lassen und setzt unter diesem Deckmantel seine geheimen Dienste fort. Er hat sich sogar mit der Tochter eines französischen Generals verlobt, der von dem wahren Beruf seines zukünftigen Schwiegersohns keine Ahnung hat und ihm arglos die geheimsten Pläne mittheilt. —

So lernen wir also durch den geistreichen Mitarbeiter der Revue des deux mondes, Herrn P. Albane, in der Person „Fritz Meinings“ den Hauptspion kennen, dem Moltke jedenfalls die Grundzüge seines Planes gegen Paris verdankt; das ohnehin längst bestrittene Verdienst des deutschen Stra-
tegen wird dadurch immer hinfälliger. —

Unter der Führung seines Freundes Fritz gelingt es Hermann sogar, in einer Verkleidung in das belagerte Paris hineinzuschlüpfen, und er findet an dieser Excursion, zum großen Kummer seiner besorgten Dorothea, solches Gefallen, daß er sie fortan öfters wiederholt. Leider ist die ängstliche Eifersucht Dorotheens nicht ohne Grund. Nach Abschluß des Waffenstillstandes taucht der sittsame deutsche Professor so tief in den Pariser Strudel unter, daß wir ihn sehr bald in den Banden einer Hetäre Fidelis, der Frau oder Maitresse eines communistischen Capitäns, später Generals, wiederfinden. Der Briefwechsel mit Dorothea geräth in Folge dessen ins Stocken, für sie tritt ein Freund Balthasar Flock ein, den Hermann fortan zum Vertrauten seiner Liebesabenteuer macht.

Es versteht sich von selbst, daß mit dieser sublimen Wendung der französischen Autor erst in das rechte Fahrwasser der pariser Novellistik geräth, und daß er in der Schilderung jenes zweifelhaften Verhältnisses die Farben nicht spart. Da Hetären für Gaben nicht unempfänglich sind, so kann es uns bei der reichen Beute, die Hermann überall macht, nicht weiter in Erstaunen setzen, daß er in einem zärtlichen Augenblick ein Schmuckkästchen aus der Tasche zieht, welches er in einem Haus von Montmorency entdeckt und Fidelis zu Liebe an sich genommen hat. Sie öffnet dasselbe und findet darin ein Paar Ohrringe mit Türkisen und Opalen, die sie mit Entzücken annimmt. Damit begnügt sie sich jedoch nicht; um ihren Sieg über die deutsche Braut vollständig zu machen, weiß sie Hermann das Kreuz von Carneol, das er als Andenken an Dorothea auf der Brust trägt, abzuschmeicheln — und bei seinem nächsten Besuch sieht er, daß der Schoßhund der Hetäre Dorotheens Kreuz am Halsband trägt. Nach einer kurzen Regung seines Gewissens nimmt der liebevolle Professor diesen Hohn geduldig hin.

In diesem Styl spinnt sich das Abenteuer weiter. Hermann begleitet Fidelis als getreuer Ritter durch den schrecklichen Todeskampf der Commune, sogar bis zu dem letzten Gemetzel auf dem Friedhof Père-Lachaise, wo sie von einer Kugel getroffen in seinen Armen stirbt.

Wir würden die Geduld der Leser auf eine zu harte Probe stellen, wenn wir diese mit allen Schauern des modernen Sensationsromans getränkten Schilderungen dem Verfasser nach erzählen wollten. Kurz, Fidelis ist unter Blut und Flammen mit der Commune tragisch untergegangen, und Hermann, wie aus einem wüsten Traum erwachend, besinnt sich endlich wieder auf seine Dorothea, die mittlerweile sich in stiller Resignation der Pflege der Verwundeten gewidmet hat, und macht in einem letzten Brief seinen Frieden mit ihr.

„Ich werde bald nach Deutschland zurückkehren“, schreibt er; „unser Abmarsch steht nahe bevor . . . Ich werde ohne Gewissensbisse scheiden von diesem Paris, wo ich nur Ruinen zurücklasse, von dieser Heimat der Lüfte, wo mein Herz sich rein und ohne Flecken zu erhalten gewußt hat. Ich werde zum häuslichen Heerde zurückkehren mit erhobenem Haupt, als ein braver und ehrlicher Deutscher, ohne Furcht und ohne Tadel. Ich werde als Dein Getreuer zurückkommen, getreu unserer keuschen Liebe, unseren bescheidenen Plänen für die Zukunft. Ich habe große Gefahren bestanden, deren Erzählung Euch allen, die Ihr mich liebt, Schauer erregen wird. Ich habe mich in Paris während der letzten Zuckungen der Commune befunden, ich habe dem entsetzlichen Kampfe, der sechs Tage gedauert hat, beigewohnt und gewissermaßen Theil daran genommen, und ich habe keine Wunde davon getragen. Gott sei Lob und Dank dafür!

Jedoch ganz ohne Verlust bin ich nicht aus der Schlacht gekommen; ich habe in derselben einen empfindlichen Verlust erlitten in dem Carneolherz, das Du mir als Pfand unseres unauflöselichen Bundes geschickt hattest. Dieser kostbare Talisman ist mir entwendet worden, desgleichen alle meine Ersparnisse, die ich so mühsam während des Krieges zusammengebracht hatte. Es betrübt mich zu Euch zurückzukehren ebenso arm als beim Ausmarsch; aber ich kenne Deine Anspruchslosigkeit; ich werde mich in Deinen Armen trösten über die Mißgunst eines ungerechten Geschickes. Auf baldiges Wiedersehen, theure Seele! Ich schüttele den Staub Ninives von meinen Füßen, und mit Freudenthränen in den Augen strecke ich die Arme nach Dir aus, o großes Deutschland, o Heimat des Ideals, o Vaterland!

Mit diesem herrlichen Ausruf schließt die Novelle, die natürlich jeder Franzose mit Entzücken lesen wird, da in derselben der deutsche Charakter so recht in seinem wahren Lichte dargestellt ist. Diese Mischung von räuberischem Landsknecht, von treulosom Bräutigam und von sentimentalem Heuchler — das ist also das Bild, das man dem französischen Publicum von einem deutschen Professor entwirft; diese Erzählungen von fortgeschleppten Pianos, von heimwärts gehenden großen Kisten voll ganzer Ausstattungen, von entwendeten zahllosen Schmucksachen, diese Enthüllungen über die verrätherischen

Verbindungen der Commune mit den Preußen, diese Andeutungen über den Haß und das Mißtrauen, das zwischen Preußen und seinen Verbündeten herrschen soll — das sind also noch immer die kindlichen Ammenmärchen, mit denen sich die große Nation zum Trost für ihre schmerzlichen Niederlagen die Zeit vertreibt. Wenn solche Fabeln in den gewöhnlichen Tagesblättern immer von Neuem wieder aufgetischt wurden und noch werden, so ist dies begreiflich und verzeihlich. Wenn aber selbst die Revue des deux mondes, die wenigstens früher als der Sammelplatz der ersten Schriftsteller Frankreichs galt, mit Vorliebe in dieses Fahrwasser treibt, so ist dies leider ein neuer Beweis, wie weit es selbst mit den gebildeten Kreisen des geistreichen Volkes gekommen ist. Der deutsche Leser, wenn er auch zunächst über diese Thorheiten nur aus vollem Herzen lacht, wird sich bei ernsterem Nachdenken eines gewissen Mitleidens nicht erwehren können. Denn es tritt ihm in großer Stärke die Wahrheit des Urtheils vor die Seele, das der Verfasser der Novelle selbst irgendwo kurz und bündig mit den Worten ausspricht:

„Es ist ein bemerkenswerther Zug revolutionärer Zeiten, daß sich der Sinn für die Wahrheit verliert; man betrügt die andern und man betrügt sich schließlich selbst. Man lügt und wird zuletzt zum Gimpel, der an seine eigenen Lügen glaubt!

Dr. Adolf Müller.

Vom deutschen Reichstag und vom preussischen Landtag.

Berlin, den 9. Juni 1872.

Am 3. Juni stand im Reichstag der Abschnitt des Reichshaushaltes über die Zölle und die gemeinsamen Verbrauchssteuern zur zweiten Berathung. Zu den gemeinsamen Verbrauchssteuern gehört bekanntlich die Salzsteuer, und so kam es hier zur entscheidenden Abstimmung über den früher erwähnten Antrag Hoyerbeck auf Herabsetzung der Salzsteuer vom 1. Januar 1873 an. Der Antrag wurde abgelehnt, ebenso ein anderer Antrag auf gänzliche Aufhebung der Salzsteuer vom 1. Januar 1873 an, und ein dritter auf Ersetzung der Salzsteuer vom 1. Januar 1874 an durch Erweiterung der Tabaksteuer und Hinzuziehung gewisser Stempelsteuern zu den Reichseinnahmen. Dagegen wurde eine Resolution Hoyerbeck angenommen, daß die Aufhebung der Salzsteuer als Forderung einer gesunden Finanzpolitik durchzuführen sei, sobald die Finanzlage es gestattet.

Am 4. Juni wurde der Antrag Hoyerbeck auf Beseitigung des zweiten Alinea des Artikel 28 der Reichsverfassung in zweiter Lesung angenommen. Das Alinea bestimmt, wie man sich erinnert, die Nichttheilnahme der in